Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **16 (1934)**

Heft 12

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Stadtbibliothek Bern

Winterthur, 23. März 1934 | Erscheint jeden Freitag | 16. Jahrgang. Nr. 12

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 358

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Aus der Bundesversammlung.

Nachdem der **Nationalrat** zu Ende letzter Woche noch den bundesrätlichen Bericht über die Einfuhrbeschränkungen genehmigt und kleinere vom Ständerat an ihn gewiesene Geschäfte erledigt hatte, begann er die zweite Sessionswoche — in Beantwortung zweier diesbezüglicher Interpellationen — mit einer großen Rede von Herrn Bundesrat Musy über das Freigeldproblem und die schweiz. Währungs- und Finanzpolitik, Probleme die unser Volk stark beschäftigen und über die einmal von behördlicher Seite Auskunft zu erhalten der Rat für angezeigt hielt. Das Freigeld lehnt Herr Musy ab als ein Mittel, mit dem man in die schlimmsten Abenteuer geraten könnte, weder der Bundesrat noch die Nationalbank könnten dafür die schwere Verantwortung übernehmen. Und gegenüber Inflations- und Gedentwertungsgedanken gebe es für die Schweiz nur eine Währungspolitik: der Schweizerfranken zur gegenwärtigen Goldparität. Währungsexperimente seien ungeeignet, unsern großen Schwierigkeiten abzuhelfen. Dagegen müßten alle Anstrengungen gemacht werden, um dem Anwachsen der öffentlichen Ausgaben Einhalt zu gebieten.

Viel zu reden gab die Bundeshilfe für die Milchproduzenten. Die Vorlage ist eine Fortsetzung und teilweise Erweiterung der bis jetzt durchgeführten Aktion zur Stützung des Milchpreises. 31 Millionen müssen dafür für ein weiteres Jahr bereit gestellt werden, davon aus allgemeinen Bundesmitteln 15 Millionen, die übrigen 16 aus den Einnahmen aus Zoll- und Preisaufschlägen auf Futtermitteln und dem Ertrag der Butterei-Einfuhr. Bundesrat Schultheß bezeichnete ein evtl. Fallenlassen des Milchpreises geradezu als ein Landesunglück. Die Debatte übte an verschiedenen Artikeln Kritik in verfassungsrechtlicher Hinsicht wie auch an der ganzen Organisation der Milchwirtschaft und des Milchhandels überhaupt. In der Gesamtabstimmung wurde die Vorlage angenommen, ebenso auch vom **Ständerat.**

Aus dessen Geschäften erwähnen wir nur kurz die Debatte über das Postulat Bertoni auf Schaffung einer eidg. Universität, für die aber gegenwärtig alle Mittel fehlen. Ferner erwähnen wir die Kredithilfe für die Bauern, deren Beratung noch nicht abgeschlossen ist. Aber es sei gleich gesagt, daß der Ständerat wenig Neigung zeigt, die große Kreditüberschreitung des Nationalrates mitzumachen.

Daneben erledigten beide Räte noch eine ganze Reihe kleinerer Geschäfte. Entgegennahme von Motionen und Postulaten usw.

Letzten Donnerstag nun trat die **Vereinigte Bundesversammlung** zur Wahl des neuen Bundesrates, zweier Bundesrichter sowie des Kanzlers der Eidgenossenschaft zusammen.

Als Kandidaten für die Bundesratswahl waren drei Nominationen aufgestellt: Der Basler Regierungsrat Dr. Ludwig, Ständerat Baumann von Herisau und der derzeitige Nationalratspräsident Huber aus St. Gallen.

Aus der Wahl ging im 3. Wahlgang mit 121 Stimmen Ständerat **Dr. Baumann** hervor. Er ist namentlich in der Ostschweiz eine wohlbekannte und sehr geschätzte Persönlichkeit, mit ihm erhält diese zu ihrer lebhaften Genugtuung wieder eine Vertretung im Bundeshaus.

Als Bundesrichter an Stelle des demissionierenden Dr. Merz und des verstorbenen Adrian von Arx wurden gewählt der bernische Oberrichter Kaser und der jungliberale bisherige Bundesgerichtsschreiber Dr. Huber. Und schließlich als Kanzler der Eidgenossenschaft der bisherige Vizekanzler Dr. Bovet.

Kaum hatte sich die Spannung um die Wahlen, die zum Teil drei und vier Wahlgänge erfordert hatten, etwas gelegt, als die Mitglieder der Bundesversammlung von einer neuen Bundesratsdemission überrascht wurden: Herr Bundesrat Musy hat der Bundesversammlung seinen Rücktritt erklärt. Diese Demission kommt zwar nicht ganz unerwartet, denn gleich zu Beginn der Session schon wollten hartnäckige Gerüchte wissen, daß noch eine zweite Bundesratsdemission in der Luft liege. Welche Gründe Herrn Musy veranlaßten, mit der Bekanntgabe seines Rücktrittes bis nach den Wahlen zuzuwarten, darüber kann man vorläufig nur Vermutungen anstellen.

Ausland.

In Oesterreich und Ungarn empfindet man über die **Dreierzusammenkunft** in **Rom** von Ende letzter Woche eine große Genugtuung und bezeichnet sie als den Beginn einer neuen Epoche. Es ist dabei allerdings doch mehr an Politik herausgekommen, als man vorher wahr haben wollte. Es sind 3 Protokolle unterzeichnet worden, von denen das erste unzweifelhaft politischer und nur die beiden andern wirtschaftlicher Natur sind. Im ersten Protokoll, einem sogenannten Konsultativpakt, verpflichten sich die drei Mächte „auf der Grundlage der Respektierung der gegenseitigen Unabhängigkeit zusammenzuarbeiten und über alle sie interessierenden Probleme einander zu konsultieren".

Die beiden andern Protokolle sehen vor: Ausgestaltung der Handelsverträge, Vorzugszölle für die österreichische Industrie, Hilfe für die ungarische Getreideproduktion und Ausbau des Transitverkehrs über die italienischen Adriahäfen Triest und Fiume. Sorgfältig wurde auch vermieden, sich auf irgendwelche ungarischen Revisionswünsche festzulegen, um etwa nicht der kleinen Entente den Weg zur event. Mitarbeit zu verlegen. (In einer großen Rede vom letzten Sonntag anläßlich der 2. Fünfjahresfeier des faszistischen Regimes hat Mussolini dann allerdings diese ungarischen Wünsche gar nicht tot geschwiegen und auch für Frankreich, das den Römerabmachungen eher wohlwollend gegenüber stand und damit seine eigenen Beziehungen zu Italien etwas zu verbessern gehofft hatte, nicht eben die herzlichsten Worte gefunden, was dort starkes Befremden auslöste).

Stark interessiert an den neuen Abmachungen ist natürlich die Tschechoslovakei. Benesch hat sich letzten Mittwoch in einer großen Rede vor dem auswärtigen Ausschuß des Abgeordnetenhauses mit dem österreichischen Problem auseinander gesetzt und eine nicht nur von Italien und Ungarn, sondern von ganz Europa garantierte absolute Integrität und Selbständigkeit Oesterreichs gefordert. Im übrigen glaubt man, daß die Tschechoslovakei sich in das neue Verhältnis irgendwie einzuschalten trachten werde. Rumänien hat bereits kategorisch erklärt, daß es unter keinen Umständen eine Restauration der Habsburger dulden werde und Jugoslavien hat eine von Deutschland dargebotene Freundschaftshand nicht ausgeschlagen. Zur gleichen Zeit nämlich, als Dollfuß und Gömbös in Rom weilten, traf ostentativ in Belgrad eine deutsche Delegation ein zur Anbahnung „besserer Handelsbeziehungen". In Deutschland haben sich die Sympathien für Italien wesentlich abgekühlt.

Neben diesen wichtigen Ereignissen haben auch die **„Abrüstungsgespräche"** ihren Fortgang genommen, neuerdings intensiviert durch ein deutsches Memorandum an Frankreich und Frankreiche an Eden zugelagte Antwort auf den britischen Kompromißvorschlag. Da diese Dinge noch im Fluß sind, hoffen wir, noch Gelegenheit zu bekommen, noch näher darauf einzugehen.

Deutschland hat mit dem 21. März mit großer Feierlichkeit und mit persönlichen Ansprachen Hitlers und Goebels ein neues großes Arbeitsbeschaffungsprogramm in Angriff genommen, durch das es hofft, weitere neue Millionen Arbeitslosen wieder in den Arbeitsprozeß einschalten zu können.

Unsere Frauenaufgaben im Gesellschaftsprozeß der Gegenwart.

M. R. An der diesjährigen Generalversammlung des Stimmrechtsvereins Zürich legte Frau Prof. Anna Siemsen in tiefgreifenden Ausführungen allgemein menschlicher, historischer und aktuell politischer Art ihre Gedanken über dieses Thema dar. Versuchen wir ihnen zu folgen:

Gibt es überhaupt spezielle Frauenaufgaben? Wir kennen Menschheitsaufgaben, die bindend sind für jedes Geschlecht; es ist der Vorzug der europäischen Entwicklung das Menschsein von Mann und Frau betont zu haben. Es gibt keine abstrakte Formulierung des weiblichen; aber die Frau hat infolge ihrer biologischen Aufgabe eine andere Einstellung zum Leben wie der Mann; ihre Hauptaufgabe ist die Menschenpflege, die Erziehung, die Erhaltung der Beziehungen der Menschen untereinander. Die Frau sieht

das menschlich Verbindende.

Sie ist durch ihre biologische Angabe gebundener als der Mann, stärker bodenverhaftet; aus dieser Gebundenheit heraus ist sie wesentlich konservativ. Heute, wo wir nach den Aussagen gegenwärtig führender Männer vor einer völligen Zeitenwende stehen, ist dieser Konservatismus der Frau, die erhaltend, traditionsgebunden ist, ein Vorzug.

Europa hat immer die Rolle des Revolutionärs in der Geschichte gespielt; andere Erdteile zeigen nach frühzeitiger Ausbalancierung ihrer Kräfte ein starkes Beharren; doch für Europa scheint Hölderlins Wort geschrieben: Uns ists gegeben, an keiner Stätte zu ruhn. Stete Bewegung ist das Schicksal des Europäertums, das geboren ist an der Kultur des Mittelmeerbeckens, befruchtet von Juden, Griechen und Römern.

Trotz des großartigen Versuchs der römischen Kirche, die Kultur in einem System zusammenzufassen, gab es auf die Dauer keinen Stillstand. Was ist aber das Ziel dieser

europäischen Bewegung?

Es ist ein dauernder Versuch, zwei Dinge in bewußter Arbeit zur Einheit zu bringen: Die Verpflichtung gesellschaftlicher Verbundenheit und die persönliche Freiheit. Es soll nicht heißen: der Mensch ist gut; sondern er ist in Bewegung auf das Gute hin. Europa hegt diesen kühnen Glauben seit dreitausend Jahren.

Doch die Vernunft, die allein diesen Glauben stützen, ihn zu befreiender Tat führen kann, wird heute offiziell verdammt; sie muß vor dem Blut kapitulieren. Dieser Standpunkt bedroht heute Europa. Allerdings ist die Vernunft einseitig verwandt worden; statt die Natur zum Dienst am Menschen zu zwingen, hat man das Leben durch die Technik, die Wirtschaft vergewaltigen lassen. Und hier gibt es

spezielle Frauenaufgaben:

Der Mensch soll wieder Ausgangspunkt und Ziel der menschlichen Gesellschaft sein. Er soll im Vordergrund stehen und nicht die Wirtschaft; aber auch nicht der Staat. Ueber alle Mannigfaltigkeit der Völker hinaus gibt es eine Menschheit, die bestimmt ist, sich zu verstehen und zu entwickeln.

Diese Idee wurde ausgesprochen von den jüdischen Propheten: sie ist eine Forderung des Christentums wie der griechischen Philosophie; sie fand ihre erste Organisation in der Pax Romana des römischen Kaiserreiches; sie ist unvollkommen organisiert in der römischen Kirche; aber auch in den nationalen Staaten liegt die Möglichkeit einer neuen, weitern Zusammenfassung.

In der heutigen revolutionären Ideologie allerdings bedeutet der Begriff Menschheit eine Trugvorstellung. Nicht einmal mehr Kulturkreise werden anerkannt, sondern Blut und Rasse sind die allein herrschenden, allein bestimmenden Mächte. Kampf für das eigene Blut ist die höchste Aufgabe; doch das bedeutet Kampf gegen alles, was in drei Jahrtausenden langsam dem Bewußtsein der europäischen Menschheit zu eigen wurde: Kampf gegen den Glauben an menschliche Freiheit, an menschliche Verbundenheit, die alleln zum Frieden führt.

Was können wir Frauen tun?

Wie einen Fels müssen wir unser Inneres diesem Glauben entgegenstemmen. Wir haben zu sagen: Mensch ist Mensch, unendlich verschieden, glücklicherweise; aber immer noch unser Verwandter, der mit seiner Erfahrung unser Leben bereichern kann. Wir müssen uns der Strömung entgegenstellen: mein Land, mein Volk, mein Blut über alles. Dazu gehört Mut. Die Grundlage unserer Frauenarbeit kann nur Demokratie sein. Demokratie ist weit mehr als eine politische Form: Alles was Mensch heißt, ist nicht gleichartig, aber gleichberechtigt. Alles, was Mensch heißt, ist

zum gleichen Recht zu erziehen.

Recht aber bedeutet Pflicht.

Hat man die menschliche, innere Wahrheit der Demokratie entdeckt, so muß man auch Frauenrechtlerin sein. Nicht Gleichartigkeit: aber gleiches Recht auch hier. Es ist der große

Vorzug der Schweiz,

daß hier im kleinen Rahmen die demokratische Entwicklung vorgelebt werden kann; wir haben in den Kantonen die Mannigfaltigkeit und Selbständigkeit in der Einheit; wir haben die übernationale Rechtseinheit einer Nation, die vier Nationen verbindet; in der Schweiz ist die Kinderkrankheit der Unterdrückung überwunden. Sie ist glücklicher, weiter und konservativer als das übrige Europa.

Die Frau, die nur in Europa als Persönlichkeit und Kamerad des Mannes gewertet worden ist, hat in der Schweiz eine starke gesellschaftliche Wirkung. Ein starkes Bauerntum, ein kräftiges Bürgertum tragen die Frauenbewegung, im Gegensatz zu Deutschland, wo die Land- und Fabrikarbeiterin Trägerin der Bewegung und nur kleine Kreise des Bürgertums von ihr erfaßt waren. Das Stimmrecht ging wie ein Hagelschauer auf die deutschen Frauen nieder, ohne ihnen wirtschaftliche und privatrechtliche Gleichberechtigung zu bringen.

Es ist kein Unglück, wenn in der heutigen Zeit der Reaktion, die sich Revolution nennt, wo so viele lebenswichtige Fragen der Nahrungsverteilung usw. vorliegen, die Forderung nach politischer Gleichberechtigung für den Augenblick zurückgestellt wird. Das bedeutet keinen Verzicht auf Mitwirkung im Staate: die lebendige Demokratie der Schweiz braucht die Schweizerfrau zur Mithilfe an den großen Aufgaben der Zeit: der Ordnung der Wirtschaft ohne Vergewaltigung der Persönlichkeit: der Ordnung der Demokratie mit Berücksichtigung der internationalen Verpflichtungen.

Am Beginn der Schweizergeschichte steht, symbolisch für die Bedeutung der Schweizerin, eine Frau, die wir kennen in der dichterischen Konzeption Friedrich Schillers. Wägend, ratend, entschlossen wird sie bestimmend für das Schicksal ihres Volkes, Gertrud, die Stauffacherin.

Spruch.

Die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden, und vielleicht mehr als vom Raten, Klügeln, Regenten der Männer.

Jeremias Gotthelf

Mädeli.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Vom Helgbofer Jakob Frehner wird niemand behaupten wollen, daß er ein Gemütsmensch sei; doch auch die trockendste Rechnerseele kann ja und je einmal ihre empfindsame Stunde haben. Als ich, von einem Waldgange heimkehrend, den Frehner am vergangenen Sonntag von weitem neben seinem Holzacker auf einem gefällten Birnbaumstamme sitzen sah, während er sonst um diese Zeit regelmäßig in der „Alge" Karten klopfte, da wußte ich ohne weiteres, daß dem Alten irgend etwas über die Leber gekrochen war.

Die ersten Maitage hatten zwar unser weltentrücktes Tälchen wieder einmal in einen Wonnegarten verwandelt. Alle Bäume prangten im Blust. Während sie so in der Sonne standen und ganz still, ja fast ungläubig ihre eigene Pracht bestaunten, trugen die fetten Kleewiesen ihre aus gelben Butterblumen gewirkten Goldmäntel mit grenzenlosem Hochmut zur Schau. Aus derlei selbstverständlichen Dingen pflegte der Helgbofer sich indes für gewöhnlich wenig zu machen. „Das Blust springt mir nicht fort", war seine Redensart. „Das kann ich mir die ganze Woche lang, beim Karsten und Krampfen bis zum Verleiden ansehen, es lampet* mir in die Augen hinein; jedoch einen währschaften Kreuzjaß, den gibt's nur am Sonntag."

So kam mich denn eine kleine Neugier an, ich bog in einen andern Feldweg ein, um an Frehner vorbeizukommen. „Schön Wetter!" sagte ich, indem ich neben ihm stillstand und mir eine Pfeife ansteckte.

„Dem Wetter kann man nichts tun", erwiderte er trocken: in seinem Wesen und im Ton seiner Stimme lag eine leise Abwehr, was mich aber nicht hinderte, mit einer kleinen Ausrede neben ihm hinzusitzen. Ob der Stamm da noch zu kaufen wäre?

Er verneinte mit kleinem Kopfschütteln. Wir sprachen so nebenhin ein paar Worte über die Holzpreise: die Unterhaltung kam jedoch bald ins Stocken. Nach einer längeren Pause, während ich bereits ans Weitergehen dachte, nahm der Helgbofer unerwartet das Wort.

„Du denkst gewiß bei dir: Warum hockt der jetzt da in der Einöde wie ein Oelgötz, wo er doch sonst mit dem Sonntag Gescheiteres anzufangen weiß?"

„Ein Feldgang ist nicht das Ungeradeste, was man um diese Zeit machen kann," gab ich zurück.

Der Alte zog die Achseln ein wenig in die Höhe und ließ sie wieder fallen. „Ich habe das närrische Wesen schon manchmal gesehen. Hä, wenn man bald fünfundsiebzig ist. Und der Kuckuck kann mir auch nichts mehr prophezeien. Kommt zu spät. — Nein, wenn ich die Wahrheit sagen will: ich hab' den Gang meiner Frau selig zulieb gemacht. Ist eigentlich dumm von mir gewesen: es nützt ja jetzt doch nichts mehr."

Er schwieg eine Weile dann fügte er gelassen hinzu: „Da, auf dem Acker ist es gewesen, wo sie der Schlag gerührt hat. Beim Erdäpfelauskacken. Dort an dem Apfelbäumchen hat sie sich zuerst festhalten wollen. Fast wäre sie auf jenen Marksteln gefallen. Es wird jetzt grad ein halbes Jahr her sein."

Ich war mit einem wohlfeilen Trostworte bei der Hand. „Die Mäde hat einen leichten Tod gehabt. Wie viele, die Monate und Jahre lang krank im Bett liegen, haben sie darum beneidet."

„Das schon," gab er zu. „Aber die andern, die zurückbleiben müssen? Wenn es halt einesmals aus ist, und man sich nichts, gar nichts mehr sagen kann?"

Ich sah, daß ihm das Wasser in den Augen stand; doch bald rappelte er sich ein wenig auf. „Du weißt, ich bin sonst nicht so einer. In der Welt, so wie ich sie kenne, sind die Wehleidigen noch nie weit gekommen. Aber die Mäde hat mir halt doch geholfen, wie kaum eine Zweite ihrem Mann geholfen hat. Mit keiner andern hätt' ich es so weit gebracht. Ist das nichts zu rechnen?"

Er fing nun den Hergang des Falles regelrecht zu schildern an: Ich hab' eigentlich an jenem Nachmittag allein aufs Feld gehen wollen. Sie rief mir durchs Küchenfenster zu, sie wolle gern auch nachkommen, es wäre schad um den schönen Tag. Ich solle ihren Karst mitnehmen.

Wir haben dann etwa eine Stunde lang nebeneinander geschafft. Obschon sie nur drei Jahre jünger war als ich, ist sie noch gut aufeinander gewesen, sie hat zugehauen wie manche Junge. Weil der Boden schön trocken war, rollten die Knollen sauber, fast wie gewaschen aus der Erde heraus. Einmal hab' ich eine aus Unachtsamkeit am Karstzinken aufgespießt. „Wie schad", sagt die Mäde neben mir. „Vielleicht meint der Erdäpfel jetzt gar, man verachte ihn."

Nicht grad' in bester Laune geb' ich ihr heraus: „Ich hab' schon mehr Erdäpfel ausgetan als du!" Ja, so sackgrob hab' ich sie angeschnouzt. Und ist das dann für sie mein letztes Wort gewesen, sie hat es mit in den Tod genommen. — Nicht daß es etwa gleich mit ihr aus gewesen wäre nach dem Anfall. O nein, Gedanken hat sie noch gehabt, aber die Rede hat, die Rede ist ihr verschlagen gewesen. Und hat doch noch etwas aus ihr heraus gewollt! Immer wieder hat sie den Mund aufgemacht, hat die Lippen bewegt und mit den Augen geblickelt, wie wenn es um ihre Seligkeit ginge. Ich weiß schon, was sie hat sagen wollen, ganz genau weiß ich es. Ist mir nachher eingefallen — nachher, nachher! Als sie tot auf dem Wägelchen lag. — —

Während wir auf altvertrauten Flurwegen gemächlich dem Dorfe zuwanderten, sing der Frehner nochmals von seinen Sachen an und erzählte mir in seiner trockenen Art manches, das mir aus seinem Munde wunderlich vorkam.

Es ist ja bei uns alles den rechten Weg gegangen, hub er gelassen an. Da soll mir keiner kommen und das Gegenteil behaupten. Aber das zweite mal, wenn man wieder auf die Welt käme, würde man doch dies und jenes anders machen. Der Verstand kommt einem meistens erst, wenn's zu spät ist.

Wie wir zusammengekommen sind, das Mädeli und ich, das kannst du ja nach deinen Jahren nicht wissen. — Mein erster Schatz ist sie nicht gewesen. Sie hat, wie man sagt, nicht „gezogen". Der Leberfleck auf ihrer linken Wange hat sie als Mädchen viel stärker entstellt, als später, wo er ja sozusagen ganz erloschen ist. Von der Schlimmäugigkeit vieler andern, die einen mit kleinen Künsten dumm machen können, hat sie nichts an sich gehabt. Wenn man an ihr vorbeiging und sie beim Grüßen ansah, war es oft, als wollte sie sich ganz hinter sich selber

* hängt.

Drakonische Maßnahmen.

Wie man in der österreichischen Staatsverwaltung das Doppelverdienertum bekämpft.

Ueber die Verabschiedung der in der österreichischen Bundesverwaltung beschäftigten verheirateten Frauen lesen wir:

Eine Verordnung der österreichischen Bundesregierung vom 15. Dezember 1933 bestimmt, daß jede verheiratete Frau, die als Beamte oder Arbeiterin im Staatsdienst steht, ihren Posten auf Ende Februar jedes Jahres zu verlassen hat, wenn ihr Mann ebenfalls im Staatsdienst beschäftigt ist und am vorhergehenden 1. Januar einen Gehalt von über 340 Schillingen bezog. Die Frau muß aber ihre Stellung auch dann verlassen, wenn der Gehalt ihres Mannes einmal vermehrt um den Ruhegehalt, auf den sie kraft der vorliegenden Verfügung Anspruch hat, 340 Schilling übersteigt.

Hat der Mann höhere Studien gemacht, wird die Limite auf 400 Sch., besitzt er einen akademischen Titel, auf 460 Sch. erhöht. Sie wird auch je nach der Kinderzahl um 60, 180, 300 Sch. gesteigert; bei einer Zahl von über drei Kindern darf die Frau ihren Posten behalten.

Die Frauen, die durch einen öffentlich-rechtlichen Dienstvertrag angestellt waren, und nun kraft dieses Dekrets zur Demission gezwungen werden, haben Anspruch auf einen Ruhegehalt. Für diejenigen, die nach einem privatrechtlichen Dienstvertrag arbeiten, erlöscht dieser am letzten Februar 1934. Die Pension wird diesen Frauen nach den Verfügungen über Arbeitsunfähigkeit ausbezahlt: auf jeden Fall erhalten sie nur dann einen dauernden Ruhegehalt, wenn sie sich über 10 Dienstjahre ausweisen können. Die Verheiratung einer Staatsangestellten, die pensionsberechtigt ist, kommt ihrer Demission gleich. In diesem Fall hat sie Anspruch auf eine Entschädigung, die je nach der Zahl ihrer Dienstjahre das einfache oder ein vielfaches der Summe beträgt, die als Basis für die Pensionsberechtigung dient.

Gewisse Kategorien staatlich angestellter Frauen stehen außerhalb der Verordnung; so Schauspielerinnen, hervorragende Lehrerinnen der Musikakademie, gewisse Kategorien von Postangestellten, dann die Arbeiterinnen des staatlichen Landwirtschafts- und Forstbetriebes, sowie der Tabakregie.

Zahlreiche Proteste gegen diese Verordnungen gingen der Regierung von feministischer Seite, von wirtschaftlichen Frauenverbänden, sowie vom Bunde der Staatsangestellten (Beamten in öffentlichen Diensten) zu.

Eine hohe Regentin †.

Die Königin-Mutter Emma der Niederlande

ist am Dienstag, dem 20. März, im Alter von 76 Jahren gestorben.

Die Königin-Mutter Emma der Niederlande wurde 1858 in Arolsen als die zweite Tochter des Fürsten Georg Viktor von Waldeck und Pyrmont geboren. 1879 verheiratete sie sich in Arolsen mit König Wilhelm III. der Niederlande. 1880 wurde die jetzige Königin Wilhelmine geboren. Als sich die Hoffnung auf einen männlichen Thronerben nicht verwirklichte, änderte das holländische Parlament die Nachfolgegesetze, wodurch die Prinzessin thronerberechtigt wurde. Dadurch löste sich später Luxemburg von Holland. Infolge einer starken Verschlechterung des Gesundheitszustandes des Königs übernahm ein Staatsrat 1889 die Regierungsführung, der dann die Regentschaft neun Tage vor dem Tode des Königs auf Königin Emma übertrug. Gleichzeitig übernahm sie die Vormundschaft über ihre Tochter, die mit dem Tode des Vaters Königin der Niederlande wurde.

Der Beginn der Regentschaft durch die Königin-Mutter fiel in die Zeit der innerpolitischen Gärung und der Kämpfe um eine Wahlreform nach demokratischen Prinzipien. Das Jahr 1896 brachte denn auch dieses Wahlreformgesetz, und der Wahlkampf 1897 führte zu einem Sieg der Linksparteien und dem Einzug der Sozialdemokraten in das holländische Parlament. Damit war aber auch der Höhepunkt der politischen Krise in Holland überwunden, und Königin Emma konnte 1898, dem Tage der Großjährigkeitserklärung, ihrer Tochter

nach neunjähriger Regentschaft einen geordneten und friedlichen Staat übergeben.

Die Schweiz nimmt in besonderm Maße an der Trauer über den Hinschied der Königin-Mutter Emma teil, denn diese war mit unserm Lande durch zahlreiche persönliche Beziehungen verknüpft. Sie war eine treue Freundin der Schweiz, die sie häufig besuchte.

Die Sterilisierung in Wissenschaft und Praxis.

Von Dr. med. Laura Turnau.

Die Sterilisierung, um die es sich im folgenden handelt, bedeutet die dauernde, nicht wieder aufhebbare Unfruchtbarmachung geschlechtsreifer Menschen. Es handelt sich nicht um die operative zeitweise Sterilisierung durch Verhütungsmittel, auch nicht um Kastration, das heißt um die operative Entfernung der Keimdrüsen oder ihre Vernichtung innerhalb des Körpers durch Röntgenstrahlen. Diese Operation greift tiefer als die Sterilisierung ins Leben der Operierten ein, denn die Keimdrüsen bilden außer den Keimzellen auch noch Säfte — was heute jedem Laien bekannt ist —, die in den Saftstrom des Körpers ausgeschieden werden und deren Ausfall einschneidende körperliche und seelische Veränderungen am Operierten nach sich zieht.

Unter der operativen dauernden Sterilisierung verstehen wir die Durchtrennung und stückweise Entfernung der Ausführungsgänge, die die Keimzellen weiter geleiten sollen (Vasektomie beim Manne, Salpingektomie bei der Frau). Die Operation bedeutet beim Manne nur einen kleinen Eingriff, bei der Frau ist sie erheblicher, weil das Bauchfell eröffnet werden muß, immerhin gestattet die moderne operative Technik, auch diesen Eingriff als einen leichten zu bezeichnen. Durch eine solche Operation ist eine Befruchtung ausgeschlossen, der Operierte bleibt aber sonst als Geschlechtswesen in jeder Hinsicht wie vor der Operation. Das sei besonders betont, da manche Menschen mangels richtiger Aufklärung im Anschluß an die Operation einer Minderwertigkeitsphysiose verfallen.

Für welchen Kreis von Personen wird die Sterilisierung nach bestem ärztlichem und menschlichem Wissen und Gewissen und aus sozialer Einsicht angewandt? Außer Frage steht sie dort, wo eine schwere, nicht heilbare individuelle Krankheit der Ehefrau jede weitere Schwangerschaft als lebensbedrohend erscheinen läßt. Eine zeitweise Sterilisierung durch Verhütungsmittel wäre zu unsicher und daher unzureichend. Die meisten Aerzte, auch streng katholische, treten bei solchen Frauen eindeutig für die Sterilisierung ein, auch die katholischen Moraltheologen sehen die Sterilisierung in solchen Fällen als moralisch erlaubt an.

Nicht so eindeutig liegt die Entscheidung bei den wirtschaftlich schlecht gestellten kinderreichen Familien. Jeder, der amtlich oder caritativ in der Wohlfahrtspflege arbeitet, jede Fürsorgerin kennt solche Familien in Fülle, kennt die Verzweiflung der Frau, die Wut des Mannes über den zu erwartenden Familienzuwachs. Man überblickt die Lage und verfolgt das Schicksal der Familie erschüttert, voll Verständnis und Mitgefühl. Der oberflächliche Beobachter sieht nur die technische Frage und ist sofort mit der rationalen Lösung zur Hand. Wer aber in die Tiefe vorgedrungen ist zu einer Weltanschauung, die das ganze Leben erfaßt, der steht vor schweren Gewissenskonflikten. Entscheidend ist hier nicht die Sachkenntnis oder das Mitgefühl, sondern die Weltanschauung, die Religion, die Frage, wie wir den von Gott empfangenen Auftrag am besten glauben, lösen zu können. Auch der Arzt entscheidet letzten Endes nicht auf Grund seiner ärztlichen Kenntnisse, — sein Entschluß für oder wider die Sterilisierung entkammt seiner Weltanschauung. Freilich, wenn man für eine Sterilisierung aus wirtschaftlichen Gründen eingetreten ist, darf man es dabei nicht bewenden lassen, man muß Wege suchen, um der kinderreichen Familie wirtschaftlich und sozial positiv zu helfen, so schwer das auch sein mag, sei es durch öffentliche Mittel der Mutterschaftshilfe in irgendeiner Form, sei es durch individuelle Hilfe und Fürsorge. Die psychologische Erfahrung lehrt, daß gewissenhafte, verantwortungsbewußte Menschen mit der vorübergehenden Sterilisierung durch Verhütungsmittel auskommen, während die Verantwortungslosen, auf deren Nachkommen aus solchem Milieu man am besten verzichten könnte, sich kaum eine Beschränkung auferlegen. Dort ist daher die endgültige Sterilisierung am meisten angebracht.

Die Gesetzgebung einiger Staaten, wie die von 28 Staaten in U. S. A., in Dänemark, im Kanton Waadt, gestattet die Sterilisierung von Alkoholikern oder Sittlichkeitsverbrechern, oder Gewohnheitsverbrechern, die Fassungen gehen stark auseinander. Fraglos sind diese Kategorien von Menschen nicht geeignet, Kinder aufzuziehen und zu erziehen und aus der Umgebung solcher Menschen ist nicht die Jugend zu erwarten, die sich der Staat als Nachwuchs seiner Bürger wünscht. Aber um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, sei ausdrücklich betont, daß die Sterilisierung von Alkoholikern und Verbrechern keine eugenische Sterilisierung bedeutet. Kein wissenschaftlich Gebildeter kann heute noch behaupten, daß es sich beim Alkoholiker oder Verbrecher um krankhafte Erbanlagen handelt, oder daß ihre erworbenen Eigenschaften weiter vererbt würden. Darum sollte sich auch der Staat nicht damit begnügen, Alkoholiker und Verbrecher unfruchtbar machen zu lassen, und sie nach der Operation weiterhin frei und ungehindert ihren asozialen und antisozialen Neigungen fröhnen zu lassen. Wichtiger ist es, den Alkoholismus, die Geschlechtskrankheiten, die sittliche Verwahrlosung an der Wurzel zu packen, durch sozialhygienische und sozial-pädagogische Arbeit die Jugend einen andern Weg zu führen, die gescheiterten Existenzen aber im Notfall in „Verwahrung" zu nehmen, um die andern Mitbürger vor ihnen zu schützen.

Zuletzt beschäftigen uns die Probleme der eugenischen Sterilisierung. Bei erblichem Schwachsinn, bei bestimmten Geisteskrankheiten, der erblichen Epilepsie, erblichem Veitstanz (Huntingtonscher Chorea), bei erblicher Blindheit und erblicher Taubheit, bei schweren erblichen körperlichen Mißbildungen soll z. B. nach dem neuen deutschen „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" die Sterilisierung ausgeführt werden dürfen. Unter den aufgezählten Krankheiten mit heute schon sicher bekanntem Erbgang sind die meisten außerordentlich selten. Das ist für die Wissenschaft ohne Belang, für die Praxis aber äußerst wichtig. Denn was bedeutet die Ausschaltung der Nachkommenschaft dieser wenigen Erbkranken für das Leben des Staates? Beim Schwachsinn aber und bei der Epilepsie, die häufig auftreten, ist es auch für den psychiatrischen Sachverständigen oft außerordentlich schwer festzustellen, ob das Leiden wirklich erblich übertragen oder erst vor, während oder nach der Geburt erworben wurde. Die Träger erworbener Krankheiten aber aus der Fortpflanzung auszuschließen, hat natürlich keinen Sinn. Aus diesem Grund heißt es auch im neuen deutschen Gesetz, dessen Entwürfe jahrelang gründlich vorbereitet waren: „Wer erbkrank ist, kann sterilisiert werden, wenn nach den Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, daß seine Nachkommen — —" krank seien. Ein solches Gesetz muß vorsichtig abgefaßt sein, um wirklich nur die Kandidaten zu erfassen, die erbkrank sind.

Lehrreich ist in dieser Hinsicht der Vergleich von Gesetz und Praxis in den 28 Staaten der U. S. A., die im Laufe der Jahre von 1905 an sich Sterilisierungsgesetze gegeben haben. Man sprach von 18 Millionen Geisteskranken und geistig Defekten, die operiert werden sollten, um den Staat vor der sozialen und finanziellen Last Kranker, vielleicht anstaltsbedürftiger Nachkommen zu befreien. Und wieviele wurden tatsächlich operiert? Nach einer Zusammenstellung, herausgegeben von der Human Betterment Foundation, der bekannte Eugeniker wie Gosney und Popenoe angehören, und die intensive Propaganda für die Sterilisierung machen, waren bis 1. Januar 1933 16,066 eugenische Sterilisierungen in 28 Staaten ausgeführt worden, darunter allein in Kalifornien, das sein Sterilisierungsgesetz seit 1909 besitzt, 8504. Das heißt mit andern Worten: in rund 20 Jahren ist nicht 1 Promille der Sterilisierungen gemacht worden, die man ursprünglich für staatsnotwendig gehalten hat. Obwohl die gesetzliche Unterlage zum Eingriff gegeben war, brachte man doch offenbar das Gesetz nur so selten zur Anwendung, weil die Voraussetzungen nicht hinreichend erfüllt schienen. So wohlbegründet in ethischen Fällen die eugenische Sterilisierung ist, — wenn ein Staat, der seine Aufgabe richtig erfaßt hat, nur diejenigen operieren läßt, die einwandfrei erbkrank sind, dann fällt ihre Zahl nicht ins Gewicht, soweit es sich um Verbesserung der Masse, um finanzielle Entlastung durch Versorgung Minderwertiger handelt. Vielleicht wird später einmal die Wissenschaft genauere Handhaben zur Auslese bieten, — heute können wir erst die ersten Früchte der jungen Vererbungswissenschaft einheimsen.

Fassen wir die objektive Darstellung der Sterilisierungsfrage zusammen, so ergibt sich: die Sterilisierung ist für den gewissenhaften Arzt aus ärztlich-therapeutischen Gründen oft die Methode der Wahl, sie ist in vielen Fällen wirtschaftlich-sozialer Bedrängnis kinderreicher Familien der vorübergehenden und unsicheren Sterilisierung durch Verhütungsmaßregeln vorzuziehen und möglichst mit positiver sozialer Hilfe zu verbinden. Die eugenische Sterilisierung ist heute in einigen Staaten gesetzlich geregelt, doch werden erst weitere wissenschaftliche Forschungsergebnisse die notwendigen Unterlagen für ein systematisches Vorgehen liefern.

Wir Aerzte und sozial-fürsorgerisch Tätigen dürfen nie unsere Aufgabe aus den Augen lassen, Leben zu pflegen und zu behüten.

Besuch bei der Gesandtin Mrs. R. Bryan Owen.

Die Gesandtin der Vereinigten Staaten in Dänemark, Mrs. Ruth Bryan Owen empfing kürzlich eine Anzahl Frauen, die in Dänemark öffentliche Stellungen auf sozialem Gebiete bekleiden. Befragt, wie sie sich zu der Frauenbewegung stelle, bekannte Mrs. Bryan Owen sich selbst als „ardent feminist". Wenn sie in der Schlußkampagne zur Einführung des Frauenstimmrechts in den Vereinigten Staaten nicht selbst tätig war, ist dies darauf zurückzuführen, daß sie sich in jener Zeit in London aufhielt, wo sie Mitglied der englischen Stimmrechtsvereinigung war, teils während des Krieges in Palästina und Aegypten, wo sie als Krankenpflegerin tätig war. Als Mitglied des amerikanischen Kongresses hat sie bei dem erst kürzlich angenommenen Nachtrag des Wiedereinbürgerungsgesetzes mitgearbeitet, welches Frauen, die durch Heirat mit einem Ausländer ihr amerikanisches Bürgerrecht verloren hatten, dasselbe durch eine einfache Erklärung wieder zurückerlangen können.

Mrs. Bryan Owens Ansicht ist, daß in Amerika eine Reaktion gegen die Frauenbewegung nicht besteht. Daß verheiratete Frauen gezwungen werden sollen, ihren Erwerb aufzugeben, sei nicht Antifeminismus, sondern ein unpraktischer Versuch, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen.

Was das politische Interesse der Frauen anbetrifft, beklagt Mrs. Owen, daß dies in weiten Kreisen sehr gering sei, aber das sei auch von der männlichen Seite in noch höherem Grade der Fall. Dagegen seien viele einflußreiche Frauenvereine und nicht zumindest die „Women Clubs", die einen außerordentlichen großen Wert darauf legen, das Interesse für soziale Interessen und Politik auch auf internationalem Gebiet zu fördern.

Das heranwachsende Geschlecht sei auch in den Staaten viel empfänglicher als die ältere Generation, und in den Schulen und auf Universitäten werde große Arbeit getan, um die Jugend auf die Nöte der Zeit und die Welt, in welcher sie wirken sollen, zu orientieren. Die Gebiete, die den Frauen besonders am Herzen gelegen sein müssen, seien dieselben hier wie drüben: Die Kinder, ihre Erziehung und Entwicklung, die Erhaltung der Familie und die Friedensfache.

Wie sich Mrs. Owen, die selbst eine hervorragende Rednerin ist, zur „Kunst der öffentlichen Rede" stellt, erläutert sie im Blatte „The independant Woman". Französisch übersetzt im „Mouvement féministe", geben wir es zu deutsch wieder.

Möge niemand in Aengste fallen, als ob wir nun alle Frauen zum Rednerpult führen wollten. Wir wissen so gut wie jene, die ängstlich das Wort Emanzipation scheuen oder es als versteckt und offen geführte Waffe gegen alle Arbeit innerhalb der Frauenbewegung gebrauchen, daß Reden in der Oeffentlichkeit Einzelnen, die etwas zu sagen haben, vorbehalten sein soll. Aber bei uns haben noch viele Frauen, die gutes und kluges zu sagen wüßten, und die es auch sagen sollen, eine zu große Scheu zu überwinden. Wohl können sie am Familientisch sprechen, doch schon nicht mehr im noch so kleinen Kreise in Gesellschaft oder in Sitzungen. Ihnen werde im Folgenden Ermutigung.

Kunst oder Begabung.

Von Ruth Bryan Owen.

Man spricht oft von rednerischer Begabung. Die Kunst, öffentlich zu sprechen, ist nicht eine Begabung, es ist eine Kunst, die, wie alle Künste, imbegriffen die des Lesens und des Schreibens, gelernt werden kann. Man spricht nicht von einer Kanzel oder einer Rednertribüne, weil man, wie man so sagt, geborener Redner ist, wohl aber weil man sich durch Arbeit zum Meister dieser Kunst gemacht hat.

Wenn wir eine Frau öffentlich reden hören mit Autorität, mit Ruhe und Eleganz, so wissen wir nicht um ihre Arbeit und die vorausgegangene Ermüdung, ihre anstrengenden Vortragsreisen, ihre durchgearbeiteten Nächte, auch nicht um ihre Entmutigung durch eine zu geringe oder nicht geneigte

Schenket Euern Kindern Ostereier!
Schenket Euch selbst die Freude des Schenkens!
Schenket Euern Freunden ein

ABONNEMENT
des
SCHWEIZER FRAUENBLATT

(Per Jahr Fr. 10.30, per Halbjahr Fr. 5.80,
Bestellung an die Administration Winterthur.)

verbergen. „Was willst du mit deinen Augen? Du meinst ja doch nur meinen Fehler. . . ."

So ein Aff war ich nun doch nicht, daß ich nur den an ihr gesehen hätte. Ich gab mir oft heimlich Mühe, den roten Fleck wegzudenken. Wenn mir das etwa auf Augenblicke gelang, dann vermochte ich sogar meinen Nachbarn, den Wagner Zeerli, halbwegs zu verstehen, der einmal im vollen Ernst zu mir sagte: „Wenn ich noch einmal heiln würde, so wollte ich die Einfältigkeit abdanken und das Mädeli fragen. Es muß manche treue Seele darben, weil sie ein schäbiges Röcklein anhat."

Ja — und dann halt das Geld! Ihr Gottli Spillmann, in dessen Haus die Mäde als Waisenkind aufgewachsen, war ihr 9000 Franken schuldig, zu denen mit jedem Martinstag der Zins kam. Auf unserem Helgshofen dagegen war es damals noch recht mager bestellt. Mein Vater sah nicht zum Rechten: sein Spruch war: „Sparen ist ein Blödsinn, wenn man doch zu nichts kommt."

Item, ich fing an, der Sache gründlich nachzudenken. Eine aus dem Unterdorf — sie hatte ungefähr so viel wie ich, nämlich nichts — hat es meiner Vernunft anfänglich sauer gemacht. Daß ich am Ende doch um die Rosi Egger herumkam, daran waren etliche Tänze schuld, die ich an einem Kilbiabend in Gehren mit dem Mädeli machte, nur weil mir der Schorenkarli, der jetzt im Ahyl ist und an Krücken geht, bei der Rosi zuvorgekommen war.

Während des Tanzens hat mir Mädeli auf sehr wunderliche Weise etwas bekannt. Ich bin wie ganz dahingerekommen, wie sie es angestellt hat. Nicht etwa mit wohlfeiler Zutunlichkeit, bewahre! Die Hexerei, mit der sie's mir angetan hat, ist allweg ihr heimliches Geruhaben gewesen, von dem ich vorher nicht eine Ahnung gehabt. Es war just, als ob ihre Seele der meinen ein paar Wörtchen hätte zuflüstern können, scheu, ungeschehen, wie ein kleines Waldvögelein im Laube singt.

(Fortsetzung folgt.)

Die bittersüßen Tage.

So könnte man die Zeit des Jahres nennen, die sich vom schüchternen Knospen des ersten Grüns bis zur Entfaltung des großen, weißrosigen Blütenmeers im Monat Mai erstreckt. Sie ist die schönste Spanne des Jahreslaufs, aber auch seine zarteste. Mit ihrer unbeständigen Stimmung, ihrem Gemisch von Heiterkeit und rauhem Windgebraus gleicht sie den späteren Jugendjahren; einmal dehnt und wölbt sich der Himmel wie eine schöne blaue Standarte, die verjüngte Sonne strahlt mit aller Macht, es ist, als bereite sich ein Fest von wunderbaren Freuden vor, und plötzlich fällt alles in Schatten zurück, Frostluft beginnt zu blasen und Schnee zu fallen. Der März hat seine eigene Melodie, er steht zwischen zwei Zeiten. Die eine kommt, die andere weicht von hinnen: das ganze Jahr bringt nichts mehr, was sich diesem Monat vergleichen ließe. Noch ist die Hoffnung unverehrt, die Wünsche scheinen grenzenlos. Das Jahr ist ohne Vergangenheit, seine erste Zeit beginnt, und was die andern sein werden, weiß man nicht. Wird der Frühling strahlend und hell oder trübe? Der Sommer blendend heiß oder regnerisch? Nichts weiß man davon, aber hoffen tut man alles. Es ist, als ginge man irgendeinem bisher ungekannten Glück entgegen, diesen Name Frühling sei.

Ein paar schwache Blümchen, noch vom Frost geplagt und umdroht, erscheinen auf der Oberfläche der Erde. Ihre Stiele sind kurz, denn sie wagen sich kaum aus dem Boden hervor. Sie sind die zaghaften Vorboten des großen Blühens, das bevorsteht. Eine Amsel singt in der durchsichtig kahlen Ulme und meldet hingerissen die Vogelscharen, die binnen kurzem alle Gärten und Wälder bevölkern werden. Alles ist noch wie ein zweifelhafter Versuch, aber jeder Tag beschert uns ein bißchen mehr Schönheit und Gelingen, ein bißchen mehr Beseligung. In kleinen Schritten geht man dem Frühling entgegen, der von den Hügeln herabsteigt, aber man gibt sich nicht ohne Rückhalt der Freude am wiedererstandenen blauen Himmel hin, denn anderntags, da kommt grau und trüb der November wieder. Trotz allem aber ist ein Jubel in der Luft, man errät ihn, aber man weiß nicht, wie und wo er ist. Märzmond, bist du nicht um deiner Ungewißheit willen so bezaubernd?

In diesem Monat tritt man in die Wahrheit auf die erste Stufe der großen Treppe, welche durch Blumen zum Licht hinansteigt. Ihre andern Stufen sind April, Mai und Juni. Vor seinen helleren Tagen und ihren erneuerten Verheißungen entfalten sich alle Herzen voll Staunen. März ist der Monat der zartgeborenen Seelen, die dem Gedanken vor der Wirklichkeit den Vorzug geben, welche die Ahnung schöner dünkt als der Besitz, die träumen, statt zu lieben, sich sehnen, statt zu genießen, und mit dem Philosophen wissen, daß alle Ideale verkümmern, wenn sie zu Wirklichkeit werden.

Berthe Kollbrunner

Isolde Kurz.

Zum 80. Geburtstag der Dichterin.

Isolde Kurz, eine Achtzigerin — kann denn das sein? Wer die hohe ungebeugte Gestalt der Dichterin in den letzten Jahren am Vortragspult sah, wer ihre klangvoll junge Stimme hörte, wer die Wärme fühlte, mit der sie ihr Werk zum Herzen des Hörers sprechen ließ, dem will es ganz unglaubhaft erscheinen. Und wer die Dichterin nur aus ihren Werken kennt, möchte auch zweifeln: kann so hohem Alter diese Leidenschaft des Erlebens und Gestaltens eigen sein, wie sie gerade ihre jüngsten Werke aufweisen? Aber es stimmt: es war am 21. Dezember 1853, als das Kind zur Welt kam, das „wie im Märchen durch den glühenden Wunsch der Eltern nach einer Tochter dem Schicksal abgerungen wurde und schon vor der Geburt mit Geschlecht, Namen und persönlichen Zügen in ihrer Phantasie gelebt hatte". (Aus meinem Jugendland). — Es war ein Elternhaus von hoher Geistigkeit, in das Isolde Kurz hineingeboren wurde; nicht nur der Genius des Vaters, des Dichters Hermann Kurz, drückte ihm den Stempel auf, sondern auch die geniale Ursprünglichkeit der Mutter. Wie tief Isolde Kurz dem Blut, dem sie entstammte, verwurzelt ist, spricht aus allen ihren Werken, besonders aber aus den köstlichen Erinnerungsbüchern, die sie dem Vater und der Mutter gewidmet hat.

Die äußeren Verhältnisse des Hauses Kurz waren eng: Hermann Kurz mußte ja trotz der zeitüberdauernden Werke, die er geschaffen, verkannt und ohne äußeren Erfolg durchs Leben gehen und sich in der Frohn der kärglich bezahlten Bibliothekarstelle an der Tübinger Universitätsbibliothek aufreiben. Aber dieser äußeren Enge und Dürftigkeit stand eine geistige Weite und Freiheit gegenüber, die seltsam aus dem Rahmen des damaligen Schwaben fiel. Mit vier hochbegabten Brüdern wuchs Isolde heran, in einer Umwelt, die dem Fremdartigen ablehnend und feindselig gegenüberstand. Wie anstößig war schon der ungewohnte Name — man hieß damals Klara oder Amalie, aber doch nicht Isolde! Und noch schlimmer wurde es, als man erfuhr, daß das junge Mädchen Latein und Griechisch trieb, daß sie schwamm und ritt! Gegen so fremdes Gebaren zeigte sich die Umwelt feindlich, und das Kind und junge Mädchen

Zuhörerschaft. Es sind die Frauen, die sich den nötigen Anstrengungen entziehen wollen, die dann so gerne sich hinter das Wort verschanzen: zum Reden muß man geboren sein. Diese Lässigen, werden sie ermutigt durch das Geständnis einer guten Rednerin, die ihnen sagt, daß nur Arbeit und zähe Ausdauer zur edlen Kunst des Sprechens führt? Die größten Redner mußten oft große Schwierigkeiten überwinden, denken wir nur an das berühmte Beispiel des Demosthenes.

Das sicherste Mittel, öffentlich diskutieren zu lernen, haben wir im öffentlich diskutieren. Die Erfahrung ist der geschickteste Lehrmeister, so ungleich hart und grausam sie manchmal mit uns umgeht. Nur ausharren trotz einer Zunge, die am Gaumen klebt, trotz wankenden Knien und wir bekommen schließlich unsern Dank: Autorität, Einfluß und Beredsamkeit.

Man denke ja nicht, dies Ziel zu erreichen durch auswendig gelernte Regeln. Die Rednerin muß frei sein, ihre Gedanken auf ihr Publikum zu konzentrieren und angelernte Regeln werden sie im kritischen Moment verwirren. Hat sie sich doch schon genug zuzumuten, um sich verständlich zu machen. Lasse sie sich also nicht durch Regeln beeinflussen, die ihre Stimme, ihre Gebärden bestimmen.

Wer öffentlich zu sprechen hat, braucht nicht unbedingt ein Muster an physischer Kraft oder an Schönheit zu sein. So erscheint es zum mindesten, wenn man an die Erscheinung erfolgreicher Redner denkt. Es ist immerhin wichtig, daß unbeholfenes, ungeschicktes Auftreten nichts zum Erfolg beiträgt und ein Gegengewicht von großer Geistes- und Herzensbildung braucht.

Einige Voraussetzungen sind nützlich in bezug auf das Aeußere einer Rednerin. Wenn für einen Mann die Kleiderfrage nicht schwer zu lösen ist, so ist für die Frau, deren Garderobe größere Auswahl erlaubt, die Frage etwas schwieriger. Keine Einzelheit an der Kleidung soll das Auge des Publikums auf sich ziehen, des weiblichen Publikums vor allem. Verrutschende Fächer oder Velze, die von den Schultern fallen, auffällige Zierstücke sollten gemieden werden, da sie die Aufmerksamkeit von der Rednerin ablenken. — Man muß sich freimachen von der stereotypen Gebärde und kleinen Gewohnheiten, wie das Spiel mit einem Bleistift, mit einem Schmuckstück, das unabläßige Hin- und Herschieben eines Zwickers usf., da diese kleinen fortwährenden Gesten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und die Würde und Anmut der Erscheinung stören.

Die Stimme der Rednerin muß gut tragen, eine halb verstandene Rede mit Mühe verfolgt, hat keinerlei Effekt. Es empfiehlt sich, daß man 2 oder 3 entfernt sitzende Hörer auswähle und an sie scheinbar die ersten Sätze richte: wenn sie mühelos zu hören scheinen, kann die Rednerin sich auf ihre Stimme verlassen und sie in all ihren Nuancen gebrauchen. Der Konversationston ist sicher der für den Hörer angenehmste, aber er trägt nur dann bis zu den letzten Reihen, wenn die Rednerin ein wenig singend spricht. Die Uebung wird sie lehren, dem natürlichen Ton eine gewisse Resonanz beizufügen, die aber weder eigentlich singend, noch monoton wirken darf. Ein Redner, der im Freien spricht, wird schnell merken, daß ein etwas singender Ton besser hallt, als der nur gesprochene.

Die Rednerinnen erlauben sich oft genug eine zu nachlässige Aussprache: sie schlucken ihre Worte, sprechen undeutlich und sind verständlich nur für die paar ersten Reihen der Zuhörer. Man übe sich in klarer und gepflegter Aussprache.

Wie fängt man eine Rede an? Eine auf erzählte Anekdote, die etwas zum Lachen bringt, kann ein guter Anfang sein. Auch eine geschichtliche Bemerkung erweckt Interesse. Manche Redner stürzen sich kopfüber auf ihren Gegenstand, alle Einführung vernachlässigend.

Aber die Anfängerin sollte davon abstehen. Es ist zu empfehlen, daß man einen oder zwei erste Abschnitte seiner Rede vorher sorgfältig präpariert. Ist die Aufmerksamkeit der Hörer geweckt, so muß man sie sich zu erhalten wissen und hier behauptet sich die Kunst der guten Rednerin: sie muß so sprechen, daß die Hörerschaft ihr folgt, mit ihr denkt. Man hüte sich, das durchschnittliche geistige Niveau der Hörerschaft zu verlassen, d. h. wie man sagt, über die Köpfe der Hörer hinweg zu sprechen.

Wenn die Rednerin ihren Vortrag aufgeschrieben hat und liest, so halte sie Kopien des Vortrags für die Journalisten bereit, die so keinerlei Entschuldigung haben, etwas zu sagen, was nicht gesagt wurde. Aber diese Blätter stellen sich unter Umständen zwischen sie und das Publikum als ein schlechter Wärmeleiter. Es kommt vor, daß die Hörerschaft denkt, wenn die Rednerin ihrer Sache sicher wäre, so brauchte sie nicht vom Papier abzulesen. Die Rednerin kann ihren Vortrag auch aufschreiben und auswendig lernen, was ihr erlaubt, die Zuhörerschaft im Auge zu behalten, aber es ist schwer, einem so gelernten Vortrag den Charakter des Natürlichen und der Spontanität zu geben. Die Zuhörer verargen ihr diese Entfernung vom Natürlichen. — Die dritte Methode ist die am meisten gebrauchte: die Rednerin steht vor ihr Publikum voll guter Absichten und voll allgemeiner Ideen über ihr Thema und sie hofft auf eine Inspiration, die ihr erlaube, aus ihrem Material einen wirklich guten Vortrag zu gestalten. Dieses Vorgehen könnte man benennen einen Vorgang aus Glauben ohne Arbeit, und dieser Glaube führt fast immer zum Mißerfolg.

Die beste Methode, die am meisten befriedigende Resultate ergab, liegt in sehr sorgfältiger Verarbeitung des Vortrags in großen Linien, ist diese Disposition im Kopfe der Rednerin gut verankert, so kann sie ihre Ideen entwickeln und ihre Schlüsse ziehen ohne anderen Führer, als ihre kleine Notizkarte. Es ist die gute Art, nicht nur fließend zu sprechen, sondern auch seine Gedanken in einer Art auszudrücken, die dem Publikum Eindruck macht.

Sprechen lernt man das sprechen. Eine gute Methode für die Anfänger ist die, den gleichen Vortrag hintereinander mehrere Male in verschiedenen Städten oder vor verschiedenen Hörern zu halten. Berühmte Redner sind auf diese Art zu Erfolg gekommen, so Henry Patrit, der den gleichen Vortrag 100 mal in 100 verschiedenen Orten hielt, um schließlich zum 101ten Male die Senatoren des Staates Virginia zu besiegen.

Wir können alle gute Rednerinnen werden, doch nur durch praktische Uebung, durch Ausdauer und Intelligenz.

Für die Flüchtlinge aus dem Irak.

Der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen sind vor kurzem Gaben für die notleidenden assyrischen Flüchtlinge zugegangen, die teils im Libanon, teils im Irak sind die Opfer des in großer Not leben. Im Irak sind die Opfer des Massaker, ein Teil der Witwen und Waisen im Regierungslager aufgenommen worden. Aber draußen in den Dörfern herrscht Elend. Im Libanon lebt eine assyrische Kolonie in größter Armut und möchte gern ihre Schule behalten. Die Zentralstelle ließ einen Teil der Gaben durch unseren Landsmann Jakob Künzler in Beirut verteilen und erhielt von ihm folgenden Brief:

„Gestern haben wir in Zahle die Brotkarten ausgeteilt und auch Matten gegeben. Es war rührend, wie die armen Assyrier, denen sich bisher hierzulande noch niemand angenommen hatte, dankbar waren. Sie hätten die Kinder und Mütter sehen sollen, als sie so dankbar mit der Matte abzogen. Ich habe nun anstatt, wie ursprünglich gedacht, an Stelle von Brot Mehl gegeben. Dies, weil die Leute das Brot selber zu Hause backen. Neben 180 Nestorianern und einigen Kaldäern erhalten auch jakobitische Emigranten, ca. 60 Köpfe, Mehl. Einstweilen erstand ich 1.25 Tonnen Mehl zum Preise von 5250 piffrs., das ist ungefähr 210.— Fr. Nach einiger Zeit gehe ich zur Kontrolle wieder hin und werde wieder Mehl besorgen."

Gegenwärtig ist der Kommissar des Völkerbundes in Brasilien, um eine neue Heimstätte zu suchen für das unglückliche assyrische Volk. Aber bis dahin wird es nötig sein, dem Elend und dem Sterben zu wehren, das unter dem dezimierten Völklein herrscht.

A. K.

Vom Wirken unserer Vereine.

Verein für Mädchen- und Frauenhilfe, Winterthur.

Am 4. März fanden sich im Erlenhof die Sammlerinnen und weitere Mitglieder des Vereines für Mädchen- und Frauenhilfe zur Generalversammlung ein. Dieser Verein tritt mit seiner Arbeit nicht stark an die Oeffentlichkeit. Trotzdem leistet er viel Gutes in erzieherischer und fürsorgerischer Tätigkeit. Das ging aus den Begrüßungsworten der Präsidentin, Frau Pfarrer Ganz, hervor, die kurz auf die Hauptarbeit der letzten zwei Jahre hinwies. Diese besteht zur Hauptsache in der

Veranstaltung von Müterabenden

in der Stadt und auf dem Lande. Hier werden Frauen und Töchter in wichtigen Lebensfragen unterrichtet. Daß 2293 Besucherinnen in den beiden letzten Jahren an diesen 81 Müterversammlungen teilgenommen haben, mag bewisen, wie sehr sie einem großen Bedürfnis entgegenkommen.

Die Fürsorge erstreckt sich auf

sittlich gefährdete Mädchen,

die in entsprechenden Heimen oder Anstalten zu tüchtigen Menschen herangebildet werden. Meistens dauert der Aufenthalt ein paar Jahre, und die Mädchen haben Gelegenheit zu einer gründlichen Berufslehre.

Großes Interesse finden die Säuglingspflegekurse. Fast in jeder Gemeinde des Bezirkes Winterthur konnten solche veranstaltet werden. Neu in die Vereinsarbeit aufgenommen wurden im vergangenen Winter Kurse, die Anleitung geben zur Beschäftigung des Kleinkindes.

Daß diese Veranstaltungen viel Mittel erfordern, ist begreiflich. Mitglieder und Gönner, auch verschiedene Stiftungen (Koller-Knüsli-Stiftung, Pro Juventute u. a.) haben dem Verein in verdankenswerter Weise Zuwendungen gemacht, die eine gedeihliche Arbeit ermöglichten. Große Arbeit im Herbeischaffen der Geldmittel leisten dem Verein die Sammlerinnen, welche persönlich die Jahresbeiträge der Mitglieder einziehen.

Der Rechnung entnehmen wir folgende Zahlen: Einnahmen Fr. 5843.75; Ausgaben Fr. 6742.88. Sie zeigen, daß sich die Krise auch in dieser Vereinsarbeit geltend macht. Der Verein hofft aber trotzdem, nach den bisherigen Grundsätzen weiter arbeiten zu können.

Zum Schlusse bot Fräulein E. Lüthy den Anwesenden in einem gehaltvollen Vortrage über „Wir Frauen und unsere Heimat" einen Einblick in die heutige Lage unseres Landes und Volkes. Sie zeigte, welch' hohe, schöne Rechte die Demokratie, die in der Schweiz so rein wie in keinem andern Lande besteht, allen Bürgern, also auch den Frauen geschenkt hat und sie wies auf die Pflicht hin, den großen Schatz zu hüten und ihn zu schützen vor den fremden Einflüssen, die sich von Nord und Süd her einschleichen wollen. Als Hüterin der Heimstätten, die zusammen das Volk bilden, ist die Frau in in erster Linie dazu berufen. Selbsterziehung, Erziehung in der Familie zur Nächstenliebe, zur Verantwortung und zum Opfersinn der Heimat gegenüber sollen ihre erste Pflicht sein.

Von Kursen und Tagungen.

Was war:

Etwas spät, aber doch noch kurz ein Bericht über die erweiterte Delegiertenversammlung des Bernischen Frauenbundes vom letzten Februarsonntag im Großratssaal in Bern: Ca. 340 Frauen aus 54 Verbänden ließen sich ergreifen von der unmittelbaren Lebensnähe einer Geschichtsstunde wie sie Herr Prof. Dr. Naef, Bern, in seinem Vortrag: Entwicklung und Krise der Demokratie geboten hat.

In klarem Aufbau zeigte der Historiker den Weg zu der Erkenntnis, daß Demokratie so recht eigentlich eine Verpflichtung sei und uns eine erzieherische Aufgabe bedeute.

Und wie sehr Geschichte die beste Lehrmeisterin ist, wurde den Hörerinnen offenbar aus den weisen Worten Maria Wasers. Sie ließ vor unserm geistigen Auge wohlvertraute Charakterbilder aus unserer Landesjage erstehen. Damals wie heute zwangen Niederlage und Not uns zu dem Bekenntnis unserer Gesinnungskraft. Unsere Zeit möge uns reif machen, d. h. bescheiden werden lassen.

Herr Dr. J. Leuenberger, der Vorsteher des kantonalen Jugendamtes, orientierte über die Notwendigkeit des entstehenden Heims für schutzbedürftige Mädchen, von 15 bis 20 Jahren, im Loryquat zu Münsingen. Eindruckvolle Worte sprach die Präsidentin, Frl. Rosa Neuenschwander, indem sie uns aufforderte, als tätige Staatsbürgerinnen uns wirtschaftlicher, sozialer und erzieherischer Verantwortung bewußt zu werden. Die Tagung entließ alle Teilnehmerinnen mit reichem Gedankengut und den Gefühlen wahrer Solidarität.

A. N.

*

Aus der Sitzung des Zentralvorstandes des

Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht:

Es waren aktuelle Fragen der Politik, Propaganda, und administrative Angelegenheiten, welche am 10. und 11. März den Zentralvorstand in seiner Sitzung unter dem Präsidenten von Dr. Annie Leuch beschäftigten. Aktuelle Fragen politischer Natur wurden dargelegt in zwei interessanten Ausführungen junger Berner Juristinnen, Frl. L. Geeller und M. Schittowsky, die über das Korporationensystem und die Organisationen der Frauen sprachen. Der Verband für Frauenstimmrecht sagte sich mit Recht, es ziene der künftigen Staatsbürgerin, die Bewegungen gründlich kennen zu lernen, die unser Land beschäftigen. Um das demokratische Ideal, dem sie so sehr ergeben sind, richtig verteidigen zu können, müssen sie auch die ihm drohenden Gefahren erkennen.

Es fesselten ferner die Berichte der Präsidentin über ihre Vortragsreisen, die Resultate einer Vortragsreise mit dem Film „Die Bank der Unmündigen" (siehe Nr. 10 unseres Blattes, Red.).

Das Projekt des nächsten Ferienkurses vom 16.—21. Juli 1934 in Brunnen wurde besprochen und schließlich die Vorbereitung der Generalversammlung beraten, die in Bern am 16./17. Juni stattfindet, zugleich Jubiläum des 25jährigen Bestehens des Verbandes sein wird. Ohne mehr zu verraten, sei nur die Vorbereitung der Verbandschronik erwähnt. Diese Chronik wird die Entwicklung des Verbandes zugleich aber auch ein Vierteljahrhundert des politischen wirtschaftlichen, nationalen und internationalen Lebens, so weit es den Verband berührte, widerspiegeln.

Cherchez la femme!

Wie G. B. Shaw dazu kam „die heilige Johanna" zu dichten.

Wer sich jemals an einer Aufführung des originellen Schauspiels Bernhard Shaws erfreut hat, den wird es interessieren zu vernehmen, wie der englische Dichter veranlaßt wurde es zu schreiben. Ein großer Teil seines Verdienstes gebührt nämlich seiner Frau.

Mrs. Shaw, die die großen dramatischen Möglichkeiten dieses Stoffes erkannt hatte, sammelte eine ganze Menge von Büchern und Dokumenten über Jeanne d'Arc und ließ sie im Hause überall herumliegen. Shaw glaubte, er hätte sich eine Auswahl von Lesestoff für ein Weekend an der See zusammengestellt, aber immer geschah irgendeine Verwechslung beim Packen und — wenn der Dichter ins Hotel kam, fand er nichts zu lesen vor, als ein paar Bücher über die Jungfrau von Orleans. Uebernachtete er einmal in seinem Sommerhaus Ayot St. Lawrence, so lag auf dem Nachttischchen abermals nichts als Lektüre über die französische Heilige. Das Zimmermädchen hatte alle anderen Bücher Shaws, über wirtschaftliche Fragen etwa, beim Aufräumen weggetan und dafür ein paar Bände aus Mrs. Shaws Bücherei hingelegt. Auf einer Reise bemerkte der Dichter erst in dem Augenblick, als es schon zu spät war, daß Mrs. Shaw allen Lesestoff zu Hause gelassen hatte — mit Ausnahme von ein paar famosen Bänden über die großartige Johanna. Mrs. Shaw erreichte, was sie mit kluger Zielsicherheit erreichen wollte. Shaw vermochte nichts mehr über das Wundermädchen zu lesen... das Ergebnis war sein herrliches Stück.

Kleine Rundschau.

Frauen in der Diplomatie.

Unsere Leser wissen, daß als Gesandte der Vereinigten Staaten Mrs. Ruth Owen in Dänemark amtet. Nun wird neuerdings aus Norwegen gemeldet:

Das Unterhaus hat mit 60 gegen 49 Stimmen ein Gesetz gutgeheißen, das den Frauen den Weg zu offiziellen Aemtern in der Staatskirche und dem diplomatischen Korps öffnet. Das Gesetz wird nun noch im Oberhaus durchberaten werden. — Gleichzeitig ist die Frage in London sprunchreif geworden, wo eine parlamentarische Kommission ernannt worden ist, der auch zwei Frauen angehören, und die zu beraten hat, ob es tunlich sei, der Frau in Großbritannien den Weg zur diplomatischen Laufbahn freizugeben.

Eine große Aufgabe.

Die frühere spanische Abgeordnete Rechtsanwältin Clara Campoamor ist zur Leiterin des gesamten staatlichen Wohlfahrts- und Fürsorgewesens Spaniens ernannt worden.

Neue Ehegesetzgebung in Persien.

Das neue Ehegesetz stellt zwar die Frau dem Manne nicht gleich, gibt ihr aber wertvolle Garantien in die Hand. Wenn auch der Grundsatz der Polygamie unangetastet ist, so kann die Frau doch im Ehevertrag die Abmachung treffen, daß ihr Mann ohne die Zustimmung der rechtmäßigen Gattin keine weiteren Frauen zu sich nehmen darf. Der Schah hat sich ferner mit der zeitweiligen und mit der

(Der Lehrer zum zerstreuten Schüler:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

BANAGO

Kräftigetränk zum Frühstück & Abendbrot

Manor-Farm am Thunersee

Reizende **Pension**, 3 km von Interlaken, mit Tramverbindung, eigenes Seebad, großer Umschwung, vorzügl. Küche. Preise von Fr. 8.— an. Prospekte u. Referenzen.
P. T Besitzerin: **H. E. Simpkin.**

konnte sich nur helfen, indem es in seinem Geist und Herzen eine andere, bessere Welt aufbaute, in der ihr das Griechentum höhere Wirklichkeit wurde als der sie umgebende Alltag. — Nach dem Tode des Vaters siedelte die Familie Kurz nach Florenz über, und diese Verpflanzung hat die Dichterin ihr Leben lang als besondere Gunst des Schicksals angesehen. Sie war jung genug, um in dem fremden Boden Wurzel zu schlagen, aber doch schon genügend gereift, um sich nicht an das fremde Volkstum zu verlieren. Weit über drei Jahrzehnte lebte sie auf italienischem Boden, und eine reiche Ernte vollendeter Werke ist die Frucht dieser Jahre. Eine unerhörte Vielseitigkeit entfaltete sich darin: auf kulturgeschichtlichem Gebiet und als Biographin leistet sie Meisterhaftes; viele ihrer Gedichte gehören zum Schönsten, was die deutsche Lyrik geschaffen hat; aber die Krone gebührt doch der Erzählerin Isolde Kurz.

Als Isolde Kurz in Florenz lebte, war die dortige deutsche Kolonie ein Sammelplatz bedeutender Geister, und vieles von dem reichen Leben jener Tage spiegelt sich in ihren Werken wieder. Doch vor allem reat die Veranganheit sie zum Schaffen an, und die Gastfreundschaft der Stadt wird durch die unvergänglichen Werke über die Zeit ihrer Hochblüte reich gelohnt. Aber neben dem Glück des Schaffens geht viel persönliches Leid einher: der Tod von drei Brüdern, denen sie von Kindheit auf enge verbunden war, vor allem. Aber noch manch anderes ungenanntes Leid begleitet als dunkle Melodie ihr Leben — man ahnt es nur, liest es zwischen den Zeilen, aus ihren Gedichten vor allem. Und nicht nur das eigene Leid pocht bei ihr an: der fremde Schmerz, sei er neu oder Jahrhunderte alt, wirft seine wilden Wogen in ihr Leben und läßt sie nicht zur Ruhe kommen, bis sie ihm Stimme gibt und ihn gestaltet. Ein tragischer Zug geht durch ihr ganzes Schaffen: „Ich war Kassandra, die Priamide!" ruft sie in der „Hymne an Phöbos" aus — die Frau, der es auferlegt ist, unsäglich an fremdem Leiden zu leiden. Aber trotz allem unsagbar Schweren ist das Leben doch auch unsagbar schön. „O Erde, Erde, Toren sehnen sich nach schönrem Stern. Mir bist du schön genug!" jubelt sie in einem ihrer schönsten Gedichte.

Kurz vor Ausbruch des Krieges kehrte Isolde Kurz in die deutsche Heimat zurück. Einzig ihrem Werk hingegeben, lebte sie in München zusammen mit der Mutter, in der Nähe des letzten Bruders und des Lebensfreundes Ernst von Wolzogen, dem sie in einem ihrer schönsten Bücher „Ein Genie der Liebe" ein so ergreifendes Denkmal gesetzt hat. Doch auch in diesen Frieden bricht der Tod ein: Mutter, Freund und Bruder verlassen sie. Aber trotz allem Schweren ringt sie sich immer wieder zu neuem Schaffen durch; höher und höher führt der Weg, bis sie ihrer immer wachsenden Gemeinde die Krone ihrer Werke, den großen Frauenroman „Vanadis" schenkt. Alles, was die Dichterin im Laufe eines langen reichen Lebens erfahren und erlebt hat, ist in den überströmenden Reichtum dieses Buches gefaßt. Dichterisch überhöht und gedeutet ist es der Abglanz des eigenen Lebens, ein Frauenspiegel, wie man ihn schöner nicht finden kann. Deutscher und italienischer Geist vermählen sich hier zu einem Zusammenklang von überwältigender Wirkung.

Immer noch steht die Dichterin in voller Schaffenskraft, und ihr Jubiläumsjahr hat uns eine neue kostbare Gabe gebracht: „Die Nacht im Tewichsaal". Sie führt uns wieder in ihre italienische Wahlheimat, und versunkenes Leben und Lieben ersteht neu in überwältigendem Glanze. Noch viele weitere Pläne harren der Ausführung, denn ihr eianer jene unverwüstliche Jugend des Geistes, die als Göttergeschenk nur wenigen Begnadeten zuteil wird. Und diese unvergängliche Jugend, zusammen mit der reichen Erfahrung eines langen erfüllten Lebens, läßt Isolde Kurz als Vorbild edelsten Menschentums erscheinen, so daß das Wort, das sie von einer ihrer Gestalten sagt, auf sie selbst geprägt zu sein scheint: „Eine Handarbeit Gottes inmitten der menschlichen Fabrikware".

Elisabeth Kirn.

Robert Faesi: „Genius und Heimat."

Eingerahmt von zwei schönen Heimatgedichten, „Höhenfeuer" und „Heimat", ruft uns Faesi in Reden, Gedichten, dichterischen Bildern, in gebundener Sprache und in Prosa, zur Besinnung mit denen auf, die „am tiefsten im Herzen der Heimat gegründet", mit den Dichtern unseres Landes. Zur Besinnung mit ihnen und zu ihrer Feier, denn nicht nur die Festreden und die Festgedichte, sondern fast alle dieser „Festblätter zur schweizerischen Geistesgeschichte", wie sie im Untertitel heißen, sind festlich gehobener Art, haben dichterischen Charakter. Zwischen den Polen von Dichtung und Wahrheit sich bewegend, bald dem einen bald dem andern mehr sich nähernd, geben sie aber nicht weder das Eine noch das Andere, sondern in glücklicher gegenseitiger Durchdringung Wahrheit in dichterischer Form. Und kann nicht das dichterische neben dem wissenschaftlichen Wort von den äußern Tatsachen entbundener auf seine besondere Weise innere Wahrheit über Wesen und Schaffen eines Dichters vermitteln?

Solche aus künstlerischer Intuition geschöpfte Vermittlung finden wir namentlich in den zwei poetischen Erzählungen „Jeremias Gotthelfs fröhliche Urstand" und „Carl Spitteler, der Landhörer". Wie anschaulich lebendig wird die Unerschöpflichkeit von Gotthelfs bildnerischer Kraft, denn seine Seelselbst im Jenseits neue Welten — ein Ueberemmental — zeugt, diese „mit allerlei Spannungen reichlich gelabene" Seele, von der es heißt: „Kurz, sie war so recht eine gewaltige Kraft, vorzüglich aus den Elementen Erde und Feuer gemengt, wogegen Wasser und Luft, diese nachgiebigeren, milderen Urstoffe nur in geringeren Quanten beigemischt waren". Auf irdischen Gefilden, aber fern der Heimat an seiner Hauslehrerstelle in Rußland zeigt uns Faesi den Landhörzer Spitteler. Den Kampf, der sich in einsamer Abendstunde im Innern des werdenden Dichters abspielt, möchte man in Umkehrung des Buchtitels als einen von Heimat gegen Genius bezeichnen, denn alles von den bittern Jugenderinnerungen in der Heimat bis zu Ellen, der geliebten, „das Beste aus dieser kleinen Heimatwelt", erscheint als der äußeren Welt zugehörig und unvereinbar mit der Welt seiner innern Gesichte und mit dem Dienst für seine hohe Herrin. Und doch ist auch dieser am Stein Dichtertum ringende Genius der Schalle verbunden, obschon vorerst nur durch das bittere Gefühl des Ausgestoßenseins. — In harmonisch fruchtbarer Beziehung steht Gottfried Keller zu seinem Volk. Uns alle nennt Faesi in dem Festgedicht zum 100. Geburtstag die Kinder des Kinderlosen, durch dessen Werk „wir unseres Werts bewußt und unseres Wesens froh" wurden. — Der beschränkte Raum erlaubt leider nurmehr eine Aufzählung des Folgenden: Neben Salomon Gesner, Conrad Ferdinand Meyer, Jakob Boßhart und Hodler werden als Gäste unseres Landes Goethe und Gerhart Hauptmann und seine Gestalten gefeiert.

Einen besonderen Reiz dieser Festblätter bildet ihre Sprache. Der Wortschatz und die Ausdrucksweise bedienen sich der Töne der jeweiligen Epoche und des einzelnen Genius, doch nicht in der Weise, daß der Klang des Ganzen nicht gegenwärtig wäre, sondern so, daß ein schöner natürlicher Zusammenklang sich ergibt zwischen gedeutetem und deutendem dichterischem Wort.

Elsi Haguauer

Kinderehe, den beiden sozialen Krebsübeln Persiens befaßt. Die zeitweilige Ehe, eine überkommene Sitte bei den Schiiten, wird im Gesetz nicht erwähnt; die Abschließung einer solchen Ehe ist daher von rechtlichen Standpunkt aus sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich gemacht. Bezüglich der Kinderehe ist eine Bestimmung ins Gesetz aufgenommen worden, wonach beide Teile zur Ehe physisch befähigt sein müssen. Diese Befähigung muß bewiesen werden durch Zeugnisse von Regierungsärzten, die angewiesen worden sind, einem Mädchen unter 16 Jahren die Untersuchung zu verweigern. Auf diese Weise ist die religiöse Schwierigkeit, die jede Altersbeschränkung für die Eheschließung ablehnt, umgangen. Der Schah hat Anweisung gegeben, jede Verletzung des neuen Ehegesetzes mit den strengsten Strafen zu ahnden. fkp.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik (ad interim): Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Schweizerisches Landschulheim „Ruotzig" Flüelen P 1083 Lz
Erziehungshilfe, Nachhilfe, Erholung für Kinder der Primar- und Sekundarschulstufe. Individuelle Pflege. Fr. 4.- täglich. Prospekte u. Referenzen. Dr. J. Schweizer

Pension Wipf, Pura bei Lugano
empfiehlt sich zum Frühjahrsaufenthalt. Wundervolle ruhige freie Lage. Schöne Ausflüge. — Gute Küche. Preis 7 bis 8 Fr. Prospekt. P2314W

WASCHMASCHINEN
Lavator mit Trommel u. Heizung, die von den Frauen bevorzugte Marke der Wäschereimaschinen - Fabrik
Ad. Schultheß & Co Zürich
P381Z

KOLB'S SEIFEN SPÄNE mit Borax
WEISSE TAUBE
Seifenfabrik JAK. KOLB Zürich
P153Z

MARKE KONFITÜREN
MANZ
Neue vorzügliche
Konfitüren und Gelées
im Offenverkauf
P 116 Z

	per ½ kg
Vierfrucht	—.40
Zwetschgen	—.45
Johannisbeeren	—.50
Heidelbeeren	—.60
Brombeeren	—.65
Himbeeren	—.65
Stachelbeeren	—.70
Kirschen, schwarz	—.75
Weichseln	—.75
Orangen	—.75
Erdbeeren	—.75
Aprikosen	—.80
Hagebutten	—.90
Apfelgelée	—.50
Frühstückgelée	—.60
Quittengelée	—.70
Johannisbeergelée	—.70
Holdergelée	—.75
Brombeergelée	—.75
Himbeergelée	—.75
Preißelbeeren	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.80
Wachholderlatwerge	1.—

8% Kassabon
Prompter Versand nach auswärts
Lieferung franko ins Haus
Karl Manz
vormals Manz-Schäppi
Zürich
Zähringerstr. 24, Tel. 21.758

Hero
3 vorzügliche, billige und gesunde Gemüse:
Lenzburger ½ Büchse
Spinat gehackt 1.—
Kohlraben in Scheiben —.80
Erbsen und Carotten 1.40
3 Gemüse für Salate gerade jetzt begehrt und willkommen:
Lenzburger ½ Büchse
Randen in Scheiben 1.—
Carotten Pariser mittel 1.10
Russischer Salat 1.60
3 tischfertige, nahrhafte und ausgiebige Mahlzeiten in 10 Minuten bereit gestellt:
Lenzburger ½ Büchse
weisse Bohnen fixfertig —.80
weisse Bohnen mit Speck 1.25
Linsen fixfertig —.80
Lenzburg
P36Bn

BELL
Für das
Festessen
liefern wir der fürsorglichen Hausfrau mildgesalzene frische und geräucherte
Ochsenzungen
küchenfertig zugeschnitten ganz ohne Schlund.
Als hervorragende Spezialität empfehlen wir unsere sorgfältigst präparierten 324-3
Zungen in Dosen
Dieselben sind geschält und ohne jeden Abfall aus der Dose heraus sofort tischfertig zum kalt oder warm essen.
BELL

Cailler's FRIGOR
die köstliche Milch-Chocolade mit erfrischender Mandelcreme...
P2891L

Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen!

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
MIGROS
304-3

Ein Blick in das kommende Paradies

Planwirtschaft. Zwangsverbandswirtschaft .... was haben wir davon zu erwarten?

Diese Frage ist nicht müßig in einer Zeit, aus der man — wie aus einem alten Kleid — heraus will und hinein in eine neue, idealere.

Man weiß, daß beim Fußballsport das Zusammenspiel, die Kombination, weit wichtiger ist als das persönliche Geschick des Einzelnen. So auch bei dem Spiel der Verbände.

Die Schweizerische Käseunion in Bern ist eine halboffizielle Körperschaft der Käsehändler ... Zufällig ist die Mehrzahl ihrer Verwaltungsräte zugleich Inhaber von Schachtelkäsefabriken oder an solchen beteiligt. Durch Preissenkung gelang es der Migros, den Schachtelkäsekonsum in der Schweiz um etwa 50 Prozent zu heben. Bekanntlich ist der Milchpreis für den Produzenten geschützt, so daß der Bauer seinen rechten Preis für die Milch auf alle Fälle erhält. Die Preissenkung des Schachtelkäses durch die Migros setzte sich zusammen aus Ersparnis an Reklame, Aufmachung, geringer Handelsspanne und prozentual kleinerem Verdienst. Nun führten die Syndikatsfirmen eine verbilligte Kampfmarke gegen die Migros ein, wobei aber die Hersteller ihren Nutzen nicht in gewohntem Umfang fanden. Was geschieht nun, um den Verdienst zu heben?

Es wird ein Schachtelkäse-Syndikat gegründet. Die Herren von diesem Syndikat schließen mit so ziemlich denselben Herren als Verwaltungsräte der Käseunion einen Vertrag ab, wonach nur den Schachtelkäse - Syndikatsmitgliedern sogenannter verbilligter Emmentaler zu Fr. 1.30 das Kilo geliefert wird. Die Syndikatsfabrikanten aber müssen ihre Abnehmer, also z. B. die Migros, verpflichten, den **Verbrauchern** die Schachtelkäse zu einem **bestimmten Preis** zu verkaufen. Dieser Preis wiederum wird von der Generalversammlung des Syndikats bestimmt. An dieser Generalversammlung hätten — nach dem ursprünglichen Vorschlag — die zwei größten Fabriken zusammen soviel Stimmen gehabt, daß sie die übrigen acht kleineren Fabriken überstimmen können. Echt mittelständisch-demokratisch! Der abgeänderte Stimmrechtsvorschlag ist etwas weniger drastisch. Da sagt man nun zur Migros: „Entweder muß eure Fabrik auch ins Syndikat — und ihr müßt demzufolge den Verbandsdetailpreis einhalten — oder aber eure Fabrik muß ca. 25 Prozent mehr fürs Rohmaterial bezahlen, nämlich Fr. 1.60—1.70." Also der, der zu einem **niedrigeren** Preis an den Konsumenten verkauft, muß einen **höheren** Preis für das Rohmaterial zahlen.

Das Ganze läuft darauf hinaus:

Es muß jeder so und soviel an der Schachtel verdienen — **muß** es aber in seiner Tasche behalten und darf den Teil, den er an Spesen spart, **nicht mehr dem Kunden geben.**

Das zum erstem.

Noch ernster aber ist die andere Seite der Sache: Die Preisreduktion auf Laibkäse zur Schachtelkäsefabrikation auf Fr. 1.30 wurde von der Käseunion dem Schachtelkäse - Syndikat, wie beschrieben, indirekt unter der Bedingung gemacht, daß diese Reduktion **dem Fabrikanten** zugute komme und nicht dem Konsumenten. Die **Fr. 30.—** per 100 kg, die die Syndikatsfirmen dabei beim Einkauf „sparen", zahlt der Bund, d. h. die Allgemeinheit, via Käseunion-Zentralverband der Milchproduzenten. Die großen und mittleren Schachtelkäsefabriken sind aber gut fundiert und haben z. B. ihre Maschinen (mit Ausnahme einer Fabrik neueren Datums) auf Fr. 1.— abgeschrieben. Sie sind im allgemeinen in der Mehrheit, jedenfalls weit vermöglicher als der sagenhaft reiche Migrosleiter, was wir ihnen im übrigen herzlich gönnen mögen.

Geht es an, einen Preis zu Lasten des Bundes herabzusetzen mit der Zweckbestimmung, daß der Konsument unter keinen Umständen etwas davon verspüre?

Man weiß, wie wichtig die Förderung des Milchproduktenabsatzes gegenwärtig ist; das beste Mittel, diesen zu heben, ist die Ermäßigung des Konsumentenpreises — und das soll verboten sein, auch wenn der Fabrikant und der Verteiler ihre Rechnung bei einem niedrigeren Preis finden? Wenn wir dem Syndikat beitreten, würde unsere Fabrik allein auf unserem Umsatz auf das Jahr ausgerechnet (200,000 Kilo Laibkäse à 30 Rp. =) **Fr. 60.000.—** „ersparen", dank dem, was der Bund mehr verliert. Sollte man uns dazu zwingen dürfen?

Das ist die Frage, über die die Bundesbehörde bei der Entscheidung unseres Rekurses zu befinden hat.

Klargestellt sei, daß das Schachtelkäse-Syndikat und die Käseunion zugeben, daß die Migros von jeher ihren Fabrikanten einen guten Preis bezahlt hat. Gesagt ferner sei, daß wir den andern Fabriken nichts Böses wünschen, ja wir behaupten, daß sie ihren Inlandumsatz nicht hätten halten können, wenn sie nicht gezwungen gewesen wären, ihren Detailverkaufspreis zu ermäßigen.

Es ist klar, daß in einer Zeit gewaltig gesunkener Kaufkraft die Schachtelkäse-Industrie als „Zwischenindustrie" nahezu ausgeschaltet würde zugunsten des billigeren Laibkäses, wenn der Preis des rindenlosen Schmelzkäses nicht der Börse des Verbrauchers angepaßt wäre. Die Aktion der Migros hat der Schachtelkäse-Industrie so gut genützt wie der Schokoladen-Industrie. Wir werden deshalb auf unseren Grundsätzen verharren.

Die weit wichtigere Frage aber, die hinter dieser Sache steckt, ist die,

ob eine Wirtschaftspolitik richtig ist, die auf alle Seiten Krämerinteressen befriedigt und Handels-„Kombinationen" (durch die Kontingentspolitik) favorisiert, oder aber, ob es nicht höchste Zeit ist, den Weg aus der Vertrauenskrise heraus zu suchen durch eine interne Wirtschaftspolitik, die die **gewöhnlichen** Stimmbürger befriedigt.

Wenn der Schreier und ihre betitelten Befürworter mit allen möglichen Konzessionen und Subventionen „geschweigt" sind, sind vielleicht so und so viele Parlamentarier mitgeschweigt; wäre es aber nicht an der Zeit, die **gewöhnlichen Leute** durch eine klare und verständliche Wirtschaftspolitik zu beruhigen? Denn man ist nicht zuletzt unruhig wegen der Interessenpolitik und den Freiheiten, die man dieser opfert.

Sie sollten uns einmal die Ehre geben —

Jahr für Jahr, jeden Tag, machen wir unser großes Haus besonders rein. Jedes Kleidchen, jeder Arbeiteranzug, jede Schürze wird extra häufig gewechselt, daß wenn die Kunden vom

öffentlichen Schaugang.

der durch den Betrieb führt, herabschauen, wo und wie bei uns gearbeitet wird, er oder sie stolz sind, wie ruhig, zweckmäßig und zufrieden in ihrer Migros gearbeitet wird. Sie werden sich

heimelig fühlen in unserem Haus.

wie in einem geordneten, gut überdachten und sauberen Haushalt. Sie werden etwas spüren von dem

Geist der Migros.

der sich zur Aufgabe macht, die besten Löhne zu gewähren, den Lieferanten gute Preise zu zahlen, die großen Spezialgebühren und Steuern herauszuwirtschaften, und Ihnen dabei

für Ihr gutes Geld mehr oder bessere Ware zu geben.

Wir **rechnen** für Sie mit jedem halben Rappen. Wir streiten für Ihre Konsumentenrechte, und zwar für alle, ob sie bei uns oder anderswo kaufen, denn der Preisregulator wirkt auf den ganzen Markt. Wir forschen mit unseren Gaumen und in unseren chemischen Laboratorien nach neuen wissenschaftlichen und die Sinnen erfreuenden Fortschritten.

Wir **suchen** das Land und die Welt nach Dingen ab, die Sie erfrischen und erquicken können. Und nebenbei stellen wir die prächtige, glänzend laufende Verteilungsmaschine

in den Dienst volkswirtschaftlicher Aufgaben und unsere Feder in den Dienst der Freiheit des Wortes und der wirtschaftlichen Tat.

Geben Sie dieser vielbekämpften Arbeit die Ehre, ihre Stätten einmal anzusehen.

„ANIMA"
das neue Frühstücksgetränk
500 g-Büchse Fr. 1.40
(Fr. 1.50 abzüglich Bareinlage 10 Rp.)
Eine weitere große Anstrengung in der Verbilligung eines so populären Frühstücksgetränkes. Wir machten die Beobachtung, daß die
Trockenmalz-Präparate
immer mehr einfach als Frühstücksgetränk genossen wurden, auch von Personen, die kein „Heil- und Kräftigungsmittel" nötig haben. Diese Beobachtung veranlaßte uns, ein leichteres Produkt herzustellen, das seinen Zweck als angenehmes Frühstücksgetränk insbesondere durch seinen Wohlgeschmack vollauf erfüllt.
Das „ANIMA"-Frühstück ist eine wahre
Migros-Leistung
in Qualität und Preis.

Unsere feine **Kondensmilch „Säntis"**
ist jeder Markenware ebenbürtig
keine zweite verbilligte Marke.
sondern ein Produkt mit
vollem Gehalts- und Geschmackswert,
geeignet fürs „Bircher-Müesli".
Büchse 60 Rp.

Aprikosen halbe (Meilen) eine prächtige Qualität! Gr. Dose **95 Rp.**
Santos-Bananen gute, aromatische per kg Fr. **1.20**
Sauerkraut mit Rippli (ca. 250 g Rippli, ohne Knochen!) große Dose Fr. **1.25**
Großer **Kopfsalat** per Stück **22½ Rp.** (an allen Wagen 2 Stück = 45 Rp.)
Schwarzwurzeln per kg 55 Rp.